

Im Wald der Zeichen

Laurent Binet in der Frankfurter Romanfabrik

Er hat sich seinen Roman als eine Art Roadmovie vorgestellt: „Alle laufen etwas hinterher.“ In seinem Fall ist es das Wissen darum, wie man als Redner alle anderen von allem Möglichen überzeugen kann. Dabei muss man gar nicht erst an Donald Trump denken, der einen derartigen Teufelspakt längst geschlossen zu haben scheint. Es reicht, den Wahlkampf von Emmanuel Macron zu beobachten, von dessen rhetorischen Fähigkeiten Laurent Binet nicht überzeugt ist. Daheim in Frankreich lache man über den Präsidentschaftskandidaten, sagt der Schriftsteller in der Frankfurter Romanfabrik. Seine Reden würden vielfach als hohl empfunden.

Mehr sprachverführerische Kenntnisse könnten also nicht schaden. Wie das geht, wissen in Binets Roman „Die siebte Sprachfunktion“, vor zwei Jahren in Frankreich ein großer Erfolg, nur wenige. Roland Barthes, der Zeichentheoretiker, scheint dem Geheimnis auf der Spur gewesen zu sein. Vielleicht hat er François Mitterrand davon erzählt, der in diesem Sommer des Jahres 1980 Valéry Giscard d'Estaing als Staatsoberhaupt ablösen möchte. Und vielleicht ist der Unfall, dessen Folgen Barthes erliegt, ein Mord gewesen. Davon ist zumindest Polizeikommissar Bayard überzeugt, der sich zusammen mit dem jungen Wissenschaftler Simon Herzog unter den Intellektuellen von Paris auf Spurensuche begibt.

Herzog, dem begabten Nachwuchs-Semiotiker, der die Zeichen des Alltags meisterlich entziffert, hat Binet die Initialen von Sherlock Holmes gegeben. Eine kleine Spielerei, wie der ganze, vor kurzem bei Rowohlt auf Deutsch erschienene Roman ein kunstvolles, extrem unterhaltsames Spiel ist. Er habe sie nicht lächerlich machen wollen, die Pariser Geistesgrößen von Strukturalismus bis Dekonstruktion, sagt Binet treuherzig. Nur als Menschen habe er sie zeigen wollen. Gesagt, getan. Viele der Zitate, die er ihnen in den Mund legt, hat er in großer Menge studierten Zeitungsinterviews entnommen. Und die Episode, in der ein italienischer Hippie eine Bar in Bologna betritt und Umberto Eco wütend anpinkelt, hat es ebenfalls gegeben. Eine der Bardamen hat sie ihm erzählt. Ecos „Name der Rose“ ist Binets eingeständenes Modell für einen Roman, in dem es um mysteriöse Manuskripte und welterschütternde ästhetische Erkenntnisse geht. Bei Eco geht es um die subversive Kraft des Lachens, bei Binet ganz zeitgemäß um das Erzeugen von Wirklichkeit durch munteres Behaupten. Herr Eco, bitte übernehmen Sie. FLORIAN BALKE

Mensch, Frau, Mut

Alexandra Lechners großformatige Fotografien starker, selbstbewusster Frauen im Haus am Dom in Frankfurt

Aygül zum Beispiel. Deren großes Ziel ist, eines Tages bei der Hilfsorganisation „Ärzte ohne Grenzen“ zu arbeiten. Ana Maria, die in Deutschland und Rumänien lebt und hier wie dort stets Heimweh nach dem anderen Zuhause hat. Oder Zarka, die sich erfolgreich aus den Fesseln ihrer Herkunft, aus Zwangshe und wirtschaftlicher Abhängigkeit befreit hat und nun weiß: „Ich kann alles schaffen, was ich mir wünsche. Das liegt in meiner Hand.“ Drei starke, drei selbstbewusste Frauen, drei Lebensentwürfe von exemplarischem Zwölf, die hinter den Porträts von Alexandra Lechner stehen.

Frauen, die in der Türkei oder in Deutschland, in Pakistan, Frankreich oder Afghanistan geboren sind, studieren oder eine Lehre machen, als Unternehmerin erfolgreich sind, Kinder haben, vielleicht geschieden und alleinerziehend sind; die Ängste, Hoffnungen und Träume, die Pläne und Erfolge und doch kaum mehr gemeinsam haben über das Ge-

Sand im Kunstgetriebe

Lena Henke hat für die Rotunde der Frankfurter Schirn eine Raumschulptur geschaffen. Und damit die ganz große Metaphern-Truhe geöffnet.

Von Michael Hierholzer

Es knirscht unter den Schuhsohlen. In der Schirn hat jemand Sand ins Kunstgetriebe gestreut. Er verteilt sich. Wie nach einem Strandurlaub in der Wohnung. „Ist das eine Baustelle?“, fragt ein verirrtter Besucher, als er die aufgeschütteten Körnermassen in den Umgängen sieht, die sich auf zwei Etagen durch die Kuppel ziehen. An jeweils einer Stelle ist die Glasfront geöffnet, grobmaschige, wuchtige Gitter schützen das Publikum, wer möchte, kann Sand durch die Maschen nach unten werfen. Oder rieseln lassen. Kinder haben schnell begriffen, um was es in dieser Installation geht. Intuitiv und impulsiv schaufeln sie mit Händen und Füßen das Material nach draußen. Das hat Lena Henke so gewollt.

„Schrei mich nicht an, Krieger!“ lautet der kryptisch bleibende Titel einer als „Raumschulptur“ bezeichneten Arbeit, die zur Performance wird, sobald sich Menschen auf den Sandweg begeben und dazu beitragen, dass die Menge des Sediments im Innenraum abnimmt, während sich zwei große Hohlobjekte, die unten stehen, allmählich damit füllen. Man kann die Rotunde im Inneren nicht mehr umschreiten, ein Metallgatter, ähnlich jenem vor den bodentiefen Fenstern, versperrt den Durchgang und bildet an einer Seite die Grenze zwischen Sandkugel und Sandlosigkeit. Der Pfad in die Düne führt anders herum. Eine Irritation, die darauf verweist, dass die Dinge nicht immer rund laufen. Man kann sich allerdings auch nicht mehr im Kreise drehen.

Dabei bedarf es des Blicks von oben, um zu erkennen, dass die glänzend-kühlen Skulpturen keine abstrakten Gebilde sind, zumindest nicht ausschließlich, obwohl sie für die Menschen auf der Eingangsebene nichts anderes zu sein scheinen. Aber es handelt sich auch um zwei gewaltige Augen, die erst von gehobener Warte aus sichtbar werden. Damit freilich hat die Künstlerin, die zwischen 2004 und 2010 an der Frankfurter Städelschule studiert hat, die ganz große Metaphern-Truhe aufgemacht: Sand wird in die Augen gestreut. Aber wem gehören die Augen? Der Architektur? Der Kunst? Oder dem Betrachter als solchem? Streut die Kunst ihm Sand in die Augen? Lässt er sich von ihr täuschen?

„Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“, schrieb Günter Eich in einer Zeit, als das Dichten noch geholfen hat, einen Kunstbegriff zu entwickeln. Die Kunst als Sand, der verhindert, schlecht hinaus als das, was man einen Migrationshintergrund nennt. Und die Erfahrung, auf eigenen Füßen zu stehen. Und darum geht es, Lechner gerade so wie dem Frankfurter Haus am Dom, wo die großformatigen, sämtlich vor einem neutralen Hintergrund aufwendig im Studio inszenierten Aufnahmen nun unter dem Titel „Mensch. Frau. Mut.“ zu sehen sind.

„Migrantin“, erläutert die vorwiegend in der Werbung tätige Fotografin die Motivation zu ihrem Projekt, das sei so ein Wort, bei dem gleich „ein Film in den Köpfen läuft. In der Hauptrolle: eine benachteiligte Frau.“ Mag sein, das ist im Grunde auch nur ein Klischee. Und wenn etwa Aygül sagt, dass sie entschieden habe, für ihre Interessen zu kämpfen und „kein Opfer mehr zu sein“, dann mag man ahnen, dass es nicht nur für den Betrachter darum geht, den eigenen Film, und sei es bloß für einen nachdenklichen Augenblick, für eine Weile anzuhalten. Es geht auch um



Sand im Auge: Installation von Lena Henke in der Schirn-Rotunde Foto Wolfgang Günzel

das Klare und Offensichtliche für bare Münze zu nehmen, so aber zu Erkenntnissen jenseits des Gewöhnlichen führt: Das wäre eine Deutung, die so ungefähr dem Selbstverständnis kunstvermittelnder Institutionen von heute entspricht. Der Sand ist jedoch auch ein Symbol der Zeit, die verrinnt, des Verwehens, des Flüchtigen: Was auf Sand gebaut ist, hat keinen Bestand. So stellt sich eine Assoziation nach der anderen ein. Und auch die Idee, ein paar Liegestühle aufzustellen sowie Schaufeln und Eimerchen vorzuhalten, um den Sand lustvoll in den Orkus zu expedieren. Erst beim zweiten Blick fällt

auf, dass Lena Henke eine eigene Farbchoreographie für die Rotunde geschaffen hat. Das Farbkonzept beschränkt sich auf Gelb, Pink und Blau. Es lehnt sich an die Architektur zweier Mexikaner an, denen die Künstlerin jüngst auf einer Reise nach Mittelamerika begegnet ist. So reagiert sie mit unterschiedlichen Mitteln auf das Raumgefüge, das sie vorfand. Auf eine einheitliche städtische Situation passt keine klare ästhetische Form. Dann schon eher dieses Spiel, das Positionen der Avantgarde vom Surrealismus bis zur Konzeptkunst variiert.

Bis 30. Juli in der Rotunde der Frankfurter Schirn.



Selbstbewusst: Zarka Foto Alexandra Lechner

Selbstwahrnehmung. Um Selbstvertrauen. Und um den Mut, den es erfordert, aus einer Rolle auszusteigen.

Indes, eingebettet in ein Begleitprogramm, das von Lesungen über Kurzvorträge bis zum Gastspiel der vor allem mit Migrantinnen arbeitenden Theaterperipherie reicht, geht das Konzept der Ausstellung am Ende dennoch weitgehend überzeugend auf. Denn was man mitnimmt aus dem Haus am Dom, das sind nicht nur Bilder von zwölf starken, attraktiven, selbstbewussten Frauen. Nicht nur Beispiele erfolgreicher Emanzipation. Was man mitnimmt, das sind vor allem höchst individuelle Geschichten und Entwürfe, die zwar vom Migrationskontext am Ende nicht zu trennen sind. Exemplarisch aber sind sie durchaus darüber hinaus. CHRISTOPH SCHÜTTE

Die Ausstellung im Haus am Dom, Frankfurt, Domplatz 3, ist bis 7. Mai montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr sowie samstags und sonntags von 11 bis 17 Uhr geöffnet.

Mit langem Atem für die Moderne

Klaus-D. Pohl verabschiedet sich aus dem Landesmuseum

Kaum jemand kennt das Landesmuseum Darmstadt ohne ihn. Seit 1991 ist Klaus-D. Pohl dort Kustos für Malerei und Plastik des 19. und 20. Jahrhunderts. In dieser Funktion hat er wesentlich dazu beigetragen, dass die Kunst der Moderne und der Gegenwart in der auf großherzoglichen Kunstsinn zurückgehenden Universalsammlung des Hauses heute eine feste Größe ist, die der Stadt auch über den Jugendstil hinaus zu Bekanntheit verhilft. Während seiner Amtszeit hat er im Jahr 1950 geborene Kunsthistoriker, dessen Museumslaufbahn nach der Promotion am Germanischen Nationalmuseum Nürnberg begann und über das Deutsche Historische Museum Berlin nach Darmstadt führte, knapp 40 Ausstellungen realisiert. Keine Frage, dass sich der Block Beuys dabei als besonders solides Fundament und nie versiegende Inspirationsquelle erwies.

Darüber hinaus zeigte Pohl international renommierte Positionen wie Ilya Kabakov, Imi Knoebel oder Christian Boltanski zum Teil erstmals in der Region. Zudem verhalf er der Darmstädter Künstlerin Annegret Soltau und ihren streitbaren Arbeiten schon früh zu großen Auftritten und brachte sein Interesse an gesellschaftlichen und politischen Entwick-

lungen in einschlägigen thematischen Schauen zum Ausdruck. Seiner zurückhaltenden Art entsprechend, drängte sich Pohl nie in den Vordergrund, verschanzte sich deswegen aber auch nicht hinter den dicken Mauern des 1906 eröffneten Messel-Baus. Im Gegenteil. Öfter als manch einer seiner Kollegen kann man ihn auch bei anderen Ausstellungsereignissen in der Rhein-Main-Region und anderswo treffen.

Nach Sybille Ebert-Schifferer und Ina Busch erlebt Pohl in der Person von Theo Jülich gerade den dritten Museumsdirektor. Langen Atem bewies er auch während der sanierungsbedingten, siebenjährigen Museumsschließung, die 2014 endete und während deren er selbstverständlich nicht untätig blieb. Die Neukonzeption nicht nur seines eigenen Bereichs der Gemäldegalerie gehört zu seinen Verdiensten. Gewissermaßen zum Abschied erfüllte er sich mit einer Ausstellung der amorphen Plastiken des britischen Bildhauers Tony Cragg im vergangenen Dezember einen lange gehegten Wunsch: Nach 26 Jahren am Landesmuseum Darmstadt geht Klaus-D. Pohl heute in den Ruhestand. „Die Stelle wird so bald wie möglich wieder besetzt“, heißt es dazu aus dem Landesmuseum. KATINKA FISCHER

Theater als Wahrheitsort

Viel vor: Die nächste Saison im Staatstheater Mainz

In „Hamlet“ ist es eine Schauspielertruppe, die der Wahrheit ans Licht verhelfen soll. Ein Legitimitätsausweis, den die Theater immer wieder neu beschwören. Theater, so sagte Intendant Markus Müller nun bei der Präsentation der neuen Spielzeit am Staatstheater Mainz, habe „ein Mandat, in einer offenen Gesellschaft die Frage nach Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit“ zu stellen.

Insofern haben die Mainzer Molières Satz „Man darf nicht alles glauben, was man sieht“ gleich weiß auf schwarz auf ihr neues Spielzeitheft, das eher ein Buch ist, drucken lassen und haben den „Tartuffe“ wie den „Hamlet“ auch gleich in den Spielplan des Schauspiels genommen; während für Zuschauer und Machtmissbrauch in der Oper Verdis „Don Carlo“, Händels „Saul“ und Mozarts „La clemenza di Tito“ stehen. Und eine ungewöhnliche Exhumierung: Die Oper „Antikrist“ des Dänen Rued Langgaard stammt zwar schon aus dem Jahr 1923 – in Deutschland aufgeführt worden ist sie aber noch nie. Das übernimmt im Juni 2018 Generalmusikdirektor Hermann Bäumer, gerade einmal vier Wochen nach der Uraufführung der Oper „Argo“ von José Sazche-Verdu, die gemeinsam mit den Schwetzingen Festspielen produziert wird. Zum ganz Neuen im Musiktheater zählt auch die Kinderoper „Kannst du pfeifen, Johanna?“ von Gordon Kampe für Zuschauer von sechs Jahren an, für die Erheiterung sind „Comedian Harmonists“ und „La Cage aux folles“ eingeplant.

Als „Schatz“ des Hauses allerdings sieht Intendant Müller nicht nur das Gesamtensemble, in dem es zur vierten Spielzeit auffällig wenige Veränderungen geben wird, sondern auch die 24 Wiederaufnahmen in Relation zu 29 Premieren. Für die hat sich das Theater eine besondere Werbemaßnahme ausgedacht:

Wer mit einer speziellen App durch das Spielzeitheft blättert, wird mit klangvollen Trailern beglückt.

Ettliche der Regieteams, deren Vorerzeugnisse dort zu sehen sind, kehren wieder. Regisseur Jan-Christoph Gockel etwa, der mit der neuen Spielzeit auch am Schauspiel Frankfurt tätig sein wird, eröffnet die Spielzeit mit seiner Eigenkreation „Der siebte Kontinent. Reise zur größten Mülldeponie der Erde“, Gockel wird sich auch, zum Thema Macht, Hebbels „Nibelungen“ widmen. 225 Jahre Mainzer Republik würdigt das Theater mit gleich zwei Uraufführungen: mit „ForsterHuberHeyne“ und der Stückentwicklung „Dreimal die Welt“. Mit „7 Minuten. Betriebsrat“ und „Musketiere!“ oder Das Nachtklavier des Kardinals“ stehen weitere Ur- und Erstaufführungen auf dem Schauspielplan.

Neben dem „Update“ zum erfolgreichen Festival Tanzmainz wird der Tanz nur drei, dafür aber gewichtige Produktionen zeigen: Sharon Eyal und Guy Behar kommen mit einer Auftragschoreographie zurück, ebenso das junge Choreographenpaar Guy Nader und Maria Campos, die im Tanzabend „Magma“ das Publikum hingerissen haben. Ihre akrobatische Tanzsprache soll sich nun erstmals abendfüllend im Großen Haus samt Staatsorchester entfalten – ein Experiment, wie Tanzdirektor Honne Dohrmann sagt. Guy Zeitman und Roni Haver, ebenfalls gute Bekannte, werden neue Wege gehen und das Publikum zu einem choreographischen Spaziergang einladen. Ein geeigneter Ort dafür in Rheinhessen muss noch gefunden werden. Bislang hat es dem Team des Staatstheaters, das nun in seine vierte Spielzeit geht, an Fingigkeit nie gemangelt. Ob diese Arbeit über 2019 hinaus fortgesetzt wird, ist noch offen. emm.

Das Spielzeitbuch liegt von jetzt an aus.

Klang der Kindheit

Ein autobiographischer Film von Herbert Heckmann

Die ältere Frau möchte passieren, doch der Sicherheitsmann versperrt ihr den Weg. Im Foyer des Deutschen Filmmuseums Frankfurt feiert eine geschlossene Gesellschaft, die verduztete Dame muss das Seiteneingang nehmen. „Was sind denn das für feine Menschen da oben?“, fragt sie noch schnell die Bedienung an der Theke, ehe sie im Kinosaal des Museums verschwindet.

Dort ist gestern der Fernsehfilm „Der Lärm der Zeit – Eine Kindheit am Gleis“ (1981) gezeigt worden. Die Veranstaltung gehört zum Lesefest „Frankfurt liest ein Buch“, das in diesem Jahr zum achten Mal stattfindet. Gelesen, gehört und geschaut werden Werke des Schriftstellers Herbert Heckmann, der 1930 in Frankfurt geboren wurde. Im Mittelpunkt der Reihe steht der Roman „Benjamin und seine Väter“, der den vaterlosen Benjamin beim Aufwachsen im Frankfurt der Weimarer Republik begleitet. Im Museum zu Gast ist Heckmanns Freund und Kollege Wilfried F. Schoeller. Der hatte seinerzeit als leitender Redakteur des Hessischen Rundfunks an dem Dokumentarfilm mitgewirkt, den Heckmann für das Fernsehen des hr drehte.

Die Szenerie in dem Film wechselt für heutige Sehgewohnheiten sehr langsam, das Bild verharrt auf Güterzügen und verwaschenen Häusern – bildetort wird die Siedlung des Erzählers. 43 Minuten lang begleitet die Handkamera den Trott des Alltags, doch beim Zuschauer hängen bleibt vor allem der

Ton: Züge rollen, quietschen und raseln über die Gleise, Lokomotiven pfeifen. Dazu bellt der streunende Hund Bonzo, und Murrem rollen klackernd über den Asphalt. Darüber tönt die Stimme des Erzählers. Während der Film ständig sich wiederholende Szenen zeigt, fährt die Erzählung fort: „Wir spielten, als der Krieg begann.“ Die Geräusche verändern sich: Im Radio brüllt Goebbels' heisere Stimme, Sirenen schrillen, Lautsprecher bellen, Flieger brummen. Der Film endet mit der Zerstörung der Siedlung, auch der nun schon ganz dürr gewordene Bonzo ist verschwunden. Auf der Leinwand ist unverändert der Güterbahnhof zu sehen.

„Heckmann wollte einen Film über die Geräusche seiner Kindheit machen“, sagt Schoeller zu Beginn der Vorstellung. Was viele nicht wissen: Der Film ist nicht nur an „Benjamin und seine Väter“ angelehnt, Heckmanns ersten Roman, der schon 1962 erschien, er greift auch Stoff aus Heckmanns Autobiographie „Die Trauer meines Großvaters“ auf, die erst 1994 herauskam. Heckmann selbst wuchs in der Frankfurter Kuhwaldsiedlung auf, die im Film dargestellt wird, ihn prägte das Leben in der Nähe des damals noch existierenden Güterbahnhofs der Stadt. „In seine Kindheit ist Heckmann vernarrt gewesen“, sagt Schoeller. Im Foyer wird derweil immer noch lautstark gefeiert, der Rückweg der Besucher führt abermals durch den Seitenausgang. LUKAS MÜLLER

Es ging ihm um die Wurst

Rundfunkkollegen erinnern an Herbert Heckmann

Statt Prosecco hätte eigentlich Wurstbrühe gereicht werden müssen. An die originale Metzelsuppe von Herbert Heckmann hätte sie zwar bestimmt nicht herangereicht, aber als Andenken an den vor 18 Jahren gestorbenen Frankfurter Autor hätte sie eher getaugt als die paar Dutzend Gläser Schaumwein, die am Dienstagabend verteilt wurden. Denn nicht nur als Literat, sondern auch als begehrter Koch und Feinschmecker ist Heckmann vielen Weggefährten in Erinnerung geblieben.

„Er war begnadet, wenn es darum ging, Wurst zu würzen“, sagt etwa Hans Sarkowicz, der im Hessischen Rundfunk viele Jahre mit Heckmann zusammenarbeitete und sich in der Buchhandlung Hugendubel an der Hauptwache an seinen ehemaligen Kollegen erinnert: „Auf eine zwei Meter breiten Bord hatte er seine Gewürze verteilt und griff hinein wie auf einer Klaviatur.“ Im Kupferkessel siedete sodann die Metzelsuppe, die Sarkowicz seinerzeit so schmackhaft fand, dass er heute beklagt, „schwere psychische Schäden davongetragen zu haben“, weil er den Geschmack seitdem nicht wiederfinde.

Als Koch kehrte Heckmann seine künstlerische Seite heraus. Es war nur eine von vielen. Neben der freien Mitarbeit beim HR wirkte Heckmann auch als Hochschuldozent und Kinderbuchautor. „Er ist mir als gutmütiger, federbettartiger Riese in Erinnerung geblieben“, sagt hr-2-Kulturredakteurin Ruth Fühner: „Er hatte die phantastische Begabung, tote Gegenstände zum Leben zu erwecken.“ Was sie damit meint, offenbart der Schauspieler Isaak Dentler, der zwei Passagen aus Heckmanns Roman „Benja-

min und seine Väter“ vorliest. Darin beschreibt Heckmann mehrere Seiten lang eine Taschenuhr, die den jungen Benjamin fasziniert. Dumm nur, dass sie dem Schulkameraden Gogo gehört. Am Ende erhält Benjamin die Uhr im Tausch gegen eine Briefwaage, einen kaputten Kompass und einen Zirkelkasten mit schiefem Zirkel. Der Handel sei trotz dem gerecht, sagt Benjamin, der Kompass habe schließlich einem bedeutenden General gehört.

Geschichten dachte Heckmann sich schon für den Rundfunk gerne aus. Sarkowicz erinnert sich an einen halbstündigen Beitrag, in dem Heckmann über die wahre Lautgestalt der goetheschen Gedichte referierte. Sie seien eigentlich in Frankfurter Mundart zu lesen. Als Quelle berief er sich auf den im Zweiten Weltkrieg gestorbenen Wissenschaftler Gottlieb Klingner. „Der war aber genauso erfunden wie der ganze Rest“, sagte Sarkowicz. Die auf den Schabernack folgenden Einladungen von Goethe-Gesellschaften ignorierte Heckmann.

Damit Heckmann und sein Werk in Erinnerung bleiben, liest Frankfurt noch bis zum 7. Mai „Benjamin und seine Väter“. Ein Buch, das komisch und tragisch zugleich ist. In einem der letzten Kapitel kocht Benjamins Ziehvater Jonas ein Festmahl für zwölf Gäste und gibt sich beim Würzen der Würste alle Mühe. Weil aber niemand kommt, verpfeist Jonas sie alleine. Am nächsten Morgen liegt er leblos auf dem Boden. Ob es an der Würzmischung lag, verrät Heckmann allerdings nicht. Aber einen schönen Tod als den durch Schlemmerei hätte er sich wohl kaum vorstellen können. DAVID WÜNSCHEL

Gastronomie

SOHNS
RHEINGAU

NEUERÖFFNUNG
zur Rheingauer Schlemmerwoche

Straußwirtschaft
mitten in den Weinbergen
Di bis Fr ab 16 Uhr
Sa, So und 1. Mai ab 12 Uhr

Vinothek
Präsentation der neuen Weine
auf unserer Dachterrasse
mit Blick ins Mittelrheintal

Nothgottesstr. 33 - 65366 Geisenheim
06722-8940 - www.weingut-sohns.de

la fattoria
LA CUCINA ITALIANA

JOURDANALLEE 4-6
64546 MÖRFELDEN-WALLDORF
TEL. 06105/74101

WWW.RISTORANTE-LA-FATTORIA.DE

Montag Ruhetag
Direkt 2. Abfahrt von der B44 Ffm.
- Groß-Ceruo -

Veranstaltungen

ANTI-KMARKT
Mo. 1. Mai
Konstablerwache
Frankfurt

www.melan.de - 0170-55 9 55 55

RheinMainMedia

Insertion bringt Reaktion

Auskünfte und Beratung:
Telefon (0 69) 75 01 33 36
Telefax (0 69) 75 01 33 37